

UWE EBEL

VORÜBERLEGUNGEN  
ZU EINER THEORIE DER VARIANTE  
IN DER LITERATUR DES ISLÄNDISCHEN MITTELALTERS

Die Reflexion des Umstands, dass die mittelalterliche Literatur in Varianten überliefert wurde, wird traditionell der Editionsphilologie zugewiesen. Trügt der Eindruck nicht, dass Editionsphilologie tendenziell darauf abzielt, Varianten zu reduzieren, sie im Idealfall aufzuheben, ist ein Wesensmerkmal der Tradierung mittelalterlicher Literatur und damit des mittelalterlichen Textbewusstseins der Theoretisierung nur als Ärgernis und *crux* zugänglich. Wenn jüngere editorische Bemühungen sich darauf richten, die Texte so aufzuarbeiten, dass das Phänomen der *mouvance* in die Wiedergabe hineingenommen wird, dann berücksichtigen sie zwar die Varianz als Spezifikum des mittelalterlichen Textbegriffs, sind aber ihrerseits gezwungen, solche Varianz zu reduzieren, die Varianten überschaubar zu halten und damit latent wieder aufzuheben. Das im Edieren sich manifestierende Interesse, die in der Edition sich niederschlagende Form der Traditionspflege ist, weil neuzeitlich, unaufhebbar von der unterschieden, die das Mittelalter in seiner Weise der Textreproduktion pflegte.

Die Editionsphilologie unterscheidet – und ich spreche hier von der vorherrschenden Norm, nicht von Einzelfällen – zwischen wichtigen und weniger wichtigen Varianten und privilegiert letztere, weil sie über sie die Filiationen der Handschriften ermitteln und bewusst veränderte Fassungen, ‘Überarbeitungen’, Vortragsversionen usw. identifizieren zu können glaubt. Das unverkennbare und durchaus irritierende Phänomen der kleineren bis kleinsten Varianten wird angesichts dieser Interessenlage kaum einer theoretischen Erarbeitung zugeführt. Es will aber eigens bedacht und ausgewertet werden, dass die Tradenten etwa schwach markierte Wörter ihrer Vorlagen übergehen oder zufügen, dass sie ihre Vorlage hinsichtlich der Satzstellung mehr oder weniger einschneidend verändern, dass sie Wörter und Wendungen durch synonyme Äquivalenzen ersetzen, und Ähnliches mehr. Das Phänomen solcher, die Sinnkonstituierung der Texte nicht tangierender Varianten muss in eine Theorie der Varianz hineingenommen werden, es muss insgesamt geklärt werden, wie die Variante in ihrem genuinen Kontext wahrgenommen, wie sie in ihrem Entstehungszusammenhang erlebt wurde.

Zu diesen Problemen hat Jan Assmann in einer jüngeren Arbeit einen Beitrag geliefert, in dem er eine verblüffende These vorträgt. Assmann ordnet dort die

Variation der schriftlichen Literatur, die Invarianz der mündlichen Textproduktion zu. “Vom Barden”, so heißt es da, “erwartet das Publikum das Vertraute, vom Autor das Unvertraute.”<sup>1</sup> Dass die Forschung zur Oralität gezeigt hat, dass gerade die mündliche Reproduktion von Texten über Variationen erfolgt, berücksichtigt Assmann dadurch, dass er der Oralität eine “innere Erfahrung”<sup>2</sup> der Überlieferung zuordnet, die den jeweiligen Vortrag als invariante Wiederholung eines festen Texts erlebe und die faktische Veränderung nicht wahrnehme.

Assmann begreift Varianz als Innovation und ordnet der schriftlichen Ära der Literaturgeschichte einen Innovationsdruck zu, der der mündlichen Ära unbekannt war. Wieweit das auf andere, insbesondere auf ältere Verhältnisse zutrifft, kann hier nicht verfolgt werden, auf die Verhältnisse des skandinavischen Mittelalters trifft es nicht zu. Auch gelangt Assmann zu einer ins Gemütliche hinüberspielenden Deutung der mündlichen Ära als durch ein Bedürfnis nach dem Vertrauten ausgewiesen und konnotiert Oralität damit als archaisch. Assmann vermengt — und daraus ergibt sich das Dilemma seiner Diskussion — zwei logisch und sachlich zu trennende Aspekte des Phänomens der Varianz, er verwechselt Textproduktion und Textreproduktion. In der Mündlichkeit ist beides dem ‘Barden’ aufgegeben, in der Schriftlichkeit wird die Tradierung zusätzlich dem Schreiber überlassen, der nun zum Prototypen der Texttradierung avanciert. Der Schreiber aber ist *per definitionem* darauf verwiesen, reproduktiv und nicht innovativ zu sein, das ‘Vertraute’ zu bieten, nicht das ‘Unvertraute’. Das hat Implikate für die Wahrnehmung des von ihm erstellten Produkts. Wie der Rezipient eines mündlichen Vortrags, so wird auch der Leser oder Hörer eines kodifizierten Texts nur in Ausnahmefällen in der Lage sein, das jeweils Gehörte oder Gelesene mit einer Vorlage oder gar einem Original zu vergleichen. Der ‘inneren Erfahrung’ nach werden mündliche wie schriftliche Textreproduktion gleichermaßen als invariante Wiederholung erlebt.

Für den im Folgenden zu entwickelnden Zusammenhang ist eine weitere Beobachtung, die Assmann vorträgt, von noch größerer Bedeutung. Assmann differenziert unter dem Gesichtspunkt der Varianz zwischen der Überlieferung heiliger und ‘kultureller’ Texte. Für heilige Texte ist das “Prinzip der Wortlautbindung”<sup>3</sup> gültig, für ‘kulturelle’ Texte nicht; Variation in der Tradierung heiliger Texte wird in bestimmten Kulturen mit Todesstrafe geahndet. Das impliziert zum einen, dass auch mündliche Kulturen schon den Begriff eines festen und in all seinen Momenten unveränderbaren Texts entwickelt haben,

---

<sup>1</sup> Assmann, Jan. *Religion und kulturelles Gedächtnis. Zehn Studien (beck'sche reihe, 1375)*, München, 2000, p. 140.

<sup>2</sup> Assmann, p. 140.

<sup>3</sup> Assmann, p. 132.

und es impliziert zum anderen, dass auch mündliche Kulturen schon zwischen solchen Gattungen unterscheiden, bei denen die Ausdrucksebene an der Semantik des jeweiligen Texts beteiligt ist, und nach solchen, bei denen die Ausdrucksebene zur Semantik des Texts nichts oder wenig beiträgt.

Von hierher gewinnt Assmanns Hinweis auf die 'innere Erfahrung' der Variante einen neuen Stellenwert. Nicht das Faktum der Veränderbarkeit ist ausschlaggebend, sondern dessen Reflexion. Wenn die Variante nicht wahrgenommen, nicht 'erlebt' wird, ist das nicht in einem technischen Sinn zu deuten, es verweist vielmehr darauf, dass die Rezeption die Varianten in ganz bestimmten Textsorten als semantisch indifferent, in anderen als Sinn verändernd erfahren wird. Was für die mündliche Tradierung gilt, ist auch in der schriftlichen Tradierung zumindest in der skandinavischen Literatur des Mittelalters erkennbar. Erst indem man das als Teil des Textbegriffs, genauer des Begriffs von der jeweiligen Textsorte erarbeitet, wird diese Tatsache sprechend.

Für die wissenschaftliche Erschließung der mittelalterlichen Kultur Skandinaviens, insbesondere Islands ist die Diskussion dieses Zusammenhangs deshalb zentral, weil sie mit Texten konfrontiert ist, zu deren Sinnkonstituierung es gehört, in der Opposition von 'mündlich' und 'schriftlich' wahrgenommen zu werden. Es soll deshalb im Folgenden der Frage nach den Implikaten der Varianz in der Tradierung isländischer Texte nachgegangen werden, wobei — das sei vorweggenommen — zwei Ergebnisse erkennbar sind. Einmal belegen die zu beobachtenden Varianten, dass das Verständnis von Schriftlichkeit in der Epoche, die hier behandelt wird, noch vom Modell der Mündlichkeit bestimmt ist, einem Modell, das erst in der Phase, der sich die Erfindung des Buchdrucks verdankt, durch das der Schriftlichkeit und damit eines, das ein stärkeres und auf deren Tilgung ausgerichtetes Bewusstsein von der Variante entwickelt, ersetzt wird. Sodann belegen die Varianten — und das gilt verstärkt für Island —, dass sie als Differenzmerkmal einer Literatur bewusst waren, die an das Kollektiv rückgebunden war. Da die Intelligenz des Freistaats die Opposition von mündlich und schriftlich darüber mit Sinn füllt, dass sie die mündliche Tradition als dem 'Kollektiv' zugeordnet definiert, fügt sich diese Opposition und damit die Reflexion der Varianten in ein gesamt-kulturelles Konzept.

Es sei noch auf ein nicht unerhebliches Nebenergebnis verwiesen. Wenn der 'inneren Erfahrung' nach jede Reproduktion eines vorgegebenen Texts als dessen unveränderte Repräsentation erlebt wird, dann kann man das dahingehend umformulieren, dass die Textzeugen der Intention nach semantisch identisch sind. Unter dieser Annahme ergibt sich für die philologische Arbeit die Chance, die realiter vorhandenen Varianten so zu lesen, dass sie jeweils dasselbe besagen wie die in ihnen verändert tradierte Vorlage. Eine Variante kann, solange man

sie nicht als bewusst vorgenommene Veränderung, etwa zum Zweck der Verbesserung, identifizieren kann, als Äquivalent dessen gedeutet und ausgewertet werden, was sie variiert. Man hat so ein Instrument gewonnen, um zu ermitteln, was ein mittelalterlicher Redaktor als Sinn konstituierendes Moment eines Texts erlebt, sprich unverändert beibehält, und was für ihn unterhalb dieser Grenze angesiedelt ist, sprich verändert werden kann, in der veränderten Form seine Bedeutung nicht verloren hat.



Es gibt in der altisländischen Literatur zwei aufschlussreiche Belege für das Erstellen eines Texts, bei denen das Phänomen der Variante zentral ist. Da wäre einmal die erste Aufzeichnung der Gesetze auf Island, wie Ari inn fróði sie in der *Íslendingabók* darstellt, sodann die Rekonstruktion bzw. Restauration der *Heiðarvíga saga* nach dem Kopenhagener Brand von 1728.

Ari berichtet in der *Íslendingabók* davon, dass man auf dem Alþing von 1117 beschlossen habe, die Gesetze aufzuzeichnen, sowie, dass man im Winter 1117/1118 diesen Beschluss durch eine Teilaufzeichnung umgesetzt habe. Ari reliefiert den Vorgang so, dass der Wortlaut vorab von einem sachkundigen und auf Vertrauen aufbauendem Gremium erarbeitet worden und sodann per Diktat in eine zunächst vorläufige Aufzeichnung gelangt sei, um schließlich nach einem weiteren Überprüfungsvorgang als gültig kodifiziert zu werden. Das Verständnis der Textstelle und der in ihr abgebildeten Realität ist durch eine Fehldeutung durch Kirsten Hastrup dadurch entstellt, dass sie den Aufzeichnungsvorgang als Beginn einer Übernahme der Gesetzgebung durch die Kirche begreift.<sup>4</sup> Hastrup verkennt zwei Momente: zum einen missversteht sie die Vokabel *kennimaðr*, die das lateinische Wort *clericus* wiedergibt und damit einen Schriftkundigen im Sinn der europäischen Schriftkultur bezeichnet. Hastrup interpretiert den Begriff fälschlich als Bezeichnung für einen 'Kleriker' im modernen Wortsinn. Zum anderen ordnet sie, als Folge dieses sprachlichen Missverständnisses, das Prozedere der Gesetzesaufzeichnung falsch ein. Sie identifiziert den Vorgang nicht als Diktat und setzt stattdessen eine eigenständige redaktionelle Tätigkeit der *kennimenn* bzw. der *clerici* an.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Hastrup, Kirsten. *Culture and history in medieval Iceland. An anthropological analysis of structure and change*, Oxford, 1985.

<sup>5</sup> Cf. Ebel, Uwe. "Zur Rolle des *clericus* und deren Fehldeutung durch Kirsten Hastrup", in: U. E., *Gesammelte Studien zur skandinavischen Literatur*, Vol. 4: *Archaik oder Europa. Zur Literatur des isländischen Mittelalters*, (Wissenschaftliche Reihe, 11), Metelen/Steinfurt, 2007, pp. 129 – 133.

Für unseren Zusammenhang ist an der bei Ari dargestellten Aufzeichnung Folgendes von Bedeutung: Die Schriftkultur stärkt das Bewusstsein von der prinzipiellen Unfestigkeit mündlicher Weitergabe und wird wahrgenommen als Möglichkeit, diese Schwäche der Mündlichkeit aufzuheben. Schriftlichkeit wird hier noch begriffen als Fortführung der mündlichen Tradierung mit anderen Mitteln, deren Vorteil die Vermeidung von Varianten ist. Wie das Phänomen der Variante in diesem Verständnis definiert ist, ist damit erst ansatzweise erkannt. Hier hilft ein Blick auf die Tradierung der *Heiðarvíga saga* weiter.



Es stellt sich Verlegenheit bis Ratlosigkeit ein, wenn man die *Heiðarvíga saga* literaturwissenschaftlich erschließen will und sich dabei den ersten Kapiteln nähert. Sie haben bekanntlich eine ungewöhnliche Tradierungsgeschichte. Als beim Brand der Arnamagnäanischen Bibliothek auch das dortige Exemplar der *Heiðarvíga saga* zerstört worden war, machte sich ein Schreiber, der den Text kurz zuvor abgeschrieben hatte, daran, den Text aus dem Gedächtnis nachzuschreiben. Auf das Ergebnis ist man für die ersten Kapitel der *Heiðarvíga saga* angewiesen.

Die Forschung hat diesen Vorgang einseitig unter dem Aspekt betrachtet, den verlorenen Passus des alten Texts zu restituieren, d. h. das hier belegte Verfahren einer Reproduktion eines Texts nach dem Gedächtnis wird weniger als Ausdruck einer Tradierungsform wahrgenommen als vielmehr unter dem Aspekt bedacht, dass es ein Glück für die Altskandinavistik sei, dass sie auf diese Weise wenigstens eine (wie man dann nur hoffen kann) getreue Überlieferung des Inhalts dieser Partie des Texts besitze und dass man davon ausgehen darf, dass diese Überlieferung auch stilistische und sachliche Züge der Vorlage wiedergebe.

Am Verfahren des Schreibers ist das Folgende hervorzuheben:

- Jón rekonstruiert den Text, begnügt sich also nicht mit einer wie immer gearteten Beschreibung oder Deutung seiner Vorlage.
- Dieses Verfahren wendet er nur in der Wiedergabe der Prosa an; die Strophen, die die Saga enthält, ersetzt er, von kleineren Passagen abgesehen, durch Paraphrase ihres Inhalts.
- Bei seiner Rekonstruktion des integralen Texts bezieht er zur Sicherung von Faktischem andere Überlieferungen wie die *Landnámabók* und die *Eyrbyggja saga*

ein. Es handelt sich dabei um Namen und um Sachangaben (etwa zu einer Angabe wie “váru þeir fjórir”<sup>6</sup>), aber auch um Lesungen<sup>7</sup>.

- Dort, wo Jón den Wortlaut exakt wiedergeben zu können glaubt, vermerkt er es.

Die Vorgehensweise Jóns lässt Schlüsse für den hier thematischen Zusammenhang einer Theorie der Variante zu. Obwohl der Tradent sich hier als eigene Instanz einschaltet, sich insofern also vom Verhalten etwa mittelalterlicher Schreiber oder Redaktoren unterscheidet, ist sein Textverständnis nicht das des Herausgebers, des Philologen im neuzeitlichen Verständnis, sondern das des mittelalterlichen Tradenten. Mit ihm verbinden ihn unmittelbar die Rückversicherung bei anderen Texten und das darin manifeste Bemühen um Faktentreue sowie mittelbar die Nutzung des Ensembles der gattungskonstituierenden Erzählmittel. Wenn Jón sich aber wie ein mittelalterlicher Tradent verhält, lässt sich aus seinem der mittelalterliche Begriff von Textkohärenz und Wiedergabe–Adäquatheit erschließen.

Die Autorisierung zur Wiedergabe eines Texts basiert auf dem Wissen um die Gattungsspezifika, die man durch Kenntnis von einschlägigen Texten, etwa über die Arbeit als Abschreiber, gewinnt. Schon daraus ergibt sich, dass der Wortlaut, dass die Formulierung als eigenständige Größe hinter anderen Momenten und Aspekten des Texts zurücktritt. Der Text bzw. die Korrektheit seiner Tradierung definieren sich über den speziellen Erzählverlauf und über das Repertoire der gattungsspezifischen Textmerkmale. Wenn Jón im Fall der Strophen Skrupel zeigt und von seinem Prinzip des Nachdichtens abweicht, könnte das eine Folge dessen sein, dass er sich hier anders als mit Bezug auf die Prosaepik nicht als Kenner betrachtet. Wie immer man das beurteilt, belegt es in jedem Fall, dass er mit Bezug auf die Skaldik einen anderen Begriff von Konstanz und Variabilität besitzt. Dass Jón die Strophen nicht aus der Erinnerung rekonstruiert, lässt die Deutung zu, dass für ihn die Skaldik dadurch ausgewiesen ist, dass die Ausdrucksebene Teil der Bedeutungskonstituierung ist, dass mithin die konkrete Wortwahl die Semantik des Gesagten bestimmt.



Das an der Überlieferung der *Heiðarvíga saga* zu Beobachtende lässt sich spezifizieren durch die Analyse solcher Textreproduktionen, die eindeutig als Abschreibevorgänge zu identifizieren sind. Es soll hier die *Mírmans saga*

---

<sup>6</sup> ÍF, III, p. 220.

<sup>7</sup> Cf. etwa ÍF, III, p. 238.

herangezogen werden, weil sich an ihr gerade die in der editionsphilologisch ausgerichteten Bemühung um den Text weniger berücksichtigten Formen der Abweichungen idealtypisch studieren lassen. Die Saga ist in mehreren Fassungen ganz oder teilweise überliefert. Eugen Kölbing, der erste Herausgeber des Texts, hat sie in zwei Gruppen eingeteilt, die er nach deren Leithandschriften als A und C bezeichnet. Das Verhältnis beider Membranen beschreibt Kölbing so:

Bl. 1 beginnt mit folgenden Worten: [folgt der Anfang des bewahrten Manuskriptteils] Das Uebrige ist vollständig. Hier ist die Fassung der Saga sehr abweichend von dem Text in A u. a. Häufig scheint absichtlich der Ausdruck verändert zu sein. Dagegen stimmen beide Texte dem Sinne nach fast immer überein. Eine bemerkenswerthe Abweichung habe ich nur an einer Stelle bemerkt. Brigida hat ihren Sohn Mírman durch eine Brief zu sich nach Saxland eingeladen. Da heisst es in C [...]: Nú seigir jall Hlöðvi konungi orðsending þá ok leitaði ráðs við hann hvat hán um sýndist. En hann svaraði þessu: Ef ek víska at henni væri þetta í hug, þá vilda ek víst at þú færir. En um hitt er ek hræddr, at hon huggi til annars. En jarl sagði: þat kann at vera, ef góðs væri auðit, at hon hugleiði málit. Enda væri allmiklit undir at skilja hana frá fjándanum, ef því mætti á leið koma. Hlöðver konungr latti hann ferðarinnar. En Mírman var fúss at freista ok býr ferð sína etc.

Dieselbe Stelle lautet in *a*:

Við þessa orðsending verðr Mírman glaðr, en grunar þó at ei muni allt svá búit, ok sýnir Hlöðver konungi bréfit. Konungr fagnar því ok eggjar fram at halda. En jarl svarar, at þat væri gott at gjöra ef til góðs kæmi, en annat munum vér sanna um síðir. En með því konungr trúir hennar orðum ok hvetr Mírman jarl, þá var hann fúss at freista, ok býr nú ferð sína etc.

Wir haben hier gerade den umgekehrten Sinn: in *C* ahnt Hlöðver, in *A* Mírman die schlechte Absicht seiner Mama [sic].<sup>8</sup>

Es stellt sich die Frage, wie man die von Kölbing hervorgehobene Differenz zu beurteilen hat, ob die beiden Fassungen der 'inneren Erfahrung' (Assmann) nach

---

<sup>8</sup> *Riddarasögur. Parcevals saga. Valvers þáttr, Ívents saga, Mírman's saga*. Zum ersten Mal hg. u. mit einer literarhistorischen Einleitung versehen von Eugen Kölbing, Straßburg, London, 1872, p. XL.

als Varianten erlebbar waren, ob die zitierten Passagen einen identischen oder einen differenten Sinn transportieren. Beide Fassungen stimmen darin überein, dass Brigida ihrem Sohn eine briefliche Einladung übersendet, dass die Seriosität dieser Einladung zunächst in Zweifel gezogen wird, dass solche Zweifel aber ausgeschlagen werden und der Eingeladene schließlich begierig ('fúss') ist, zu reisen, und sich auf die Fahrt begibt. Narratologisch betrachtet handelt es sich um die Verbindung mehrerer gängiger Motive zu einem Komplex, zu einer gängigen Motivsequenz: 'trügerische Einladung', 'Warnung vor einer trügerischen Einladung', 'Befolgen einer als trügerisch durchschauten Einladung'. Erzähllogisch leiten beide Versionen auf die folgende Geschehenskette hin, lenken beide die Erwartungshaltung in dieselbe Richtung. Man kann also festhalten, dass die Textvarianten sowohl mit Blick auf die Makro- wie auf die Mikrostruktur, auf die Erzähllogik des Gesamttexts wie der Szene jeweils dieselbe Leistung erfüllen, anders formuliert, dass sie semantisch identisch sind. Sobald man auf eine bewusste Änderung schließt, begibt man sich auf das Gebiet der unkontrollierten Interpretation. Es gilt durchaus auch für diese Passage, was Kölbing für den Text sonst ansetzt, dass nämlich beide Fassungen 'dem Sinne nach' übereinstimmen. Kölbing interpretiert die durchgängige Veränderung – "scheint absichtlich der Ausdruck verändert zu sein" – offenbar nach dem Modell der stilistischen Überarbeitungen. Ein Stilprinzip kann er aber nicht benennen.

Um die Varianten, um ihr Vorhandensein auszudeuten, sei eine weitere Passage der *Mírmans saga* in den beiden bereits zitierten Versionen vorgeführt. Es handelt sich um die Handschriften *Perg. 4:o nr 6* bzw. *Stockholm 6* (bei Kölbing als A, bei Desmond Slay als A<sup>1</sup> verzeichnet) und um die Handschrift *AM 593a, 4to* (bei Kölbing als C, bei Desmond Slay als B verzeichnet), die hier nach der Ausgabe von Desmond Slay zitiert werden.<sup>9</sup> Ich wähle folgendes Beispiel beliebig aus: Mírmann, der Christ, und sein Vater, der Heide, führen ein Gespräch über die Religion (die Varianten sind durch kursivierten Fettdruck hervorgehoben)<sup>10</sup>:

A <sup>1</sup>	B
Mir(mann) <i>m(ælti)</i> . Alldri muntþu svo ofrodr at þu vitir eigi huadann menn ero komnir. <i>Jarl sv(aradi)</i> vitum vær at menn ero fra Adam	<i>Enn</i> M(irmant) s(eger) alldre muntv so ofrodur <i>madur vera</i> ath þu viter eigi hvadan menn erv komner. <i>Ja seiger jall.</i> vitum vær ath menn erv fra

<sup>9</sup> *Mírmanns saga*, ed. Desmond Slay (*Editiones Arnarnagnæanæ*. Series A, vol.17), Copenhagen, 1997.

<sup>10</sup> *Mírmanns saga*, pp. 24 – 28, der Text ist um graphische Besonderheiten erleichtert worden.



komner. Enn huatt grunar þik s(agdi) M(irmann) huerr skop Adam. *J(arl) m(ælti)* heyrta hofum vær þat at *Gud hinn gamli* skop *hann*. *M(irmann) mælti*. Jlla er þat *er* þu ert eigi svo *frodr* vm annat sem vm þetta. *Vitt þu þat vist* at sia hinn *sami* Gud skop alla skepno. himin ok jord. *menn ok eingla* ok *þa er hann hafdi eingla skapa<t>* þa tok *einn þeirra sa* er *virdoligaztr* var ok reisti ofundar flok jmoti honum. enn er Gud saa illzsko hans. Variante<p> hann honum or *himinriki* ok vard hann at svörtum diofli ok *þeir allir* er honum fylgdo. þeim *þioni þer* heidnir menn. Enn þa er Gud sa *skada þann sem* a var vordin þa *skapadi* hann Adam ok Evo ok setti þau j Paradisar sælu ok ætladi þeirra kyni at fylla þann hlut himinrikis er einglarnir *tyndo*. enn baro eigi meiri gipto til enn fiandinn *sveik þau ok bruto þau* bodord Guds ok voro j *brott* rekinn or þeirri sælo ok j *þessa heims* verolld.

Nu med þui ath Adam giordi þa synd er ollum heimi var þyngri. þa vard sa at *bæta* er ollum heimi var betri. þa sendi Gud son sinn or *himinrikis hæd* eptir flyianda þræli at hann stigi yfir þann grimma viking er honum

Adam ko<m>ner. Enn hvad grunar þig hveerr skop Adam seiger M(irmant). Heyrt höfum vær ath *hinn gamli Gud* skop *Adam*. Jlla er þath *seiger M(irmant)* ath þv ert eigi so *sannfrodr* vmm *allt* annat sem vm þetta. *þath skalltu vita* ath sa hinn *gamli* Gud skop *eingla*. og alla *höfudskepnv*. himin og jörð. og þa tok *sa einn* er *dyrligaztur* var *af han<s> skepnv*. og reisti öfundar flok j móti honum, Enn *þa* er Gud sa illzkv hans, *þa* varp hann honum vr *himna dyrd*. og vard hann *þa* ath *hinvm svartazta* djöfli. og *aller þeir* er honum fylgdv. og þeim *envm sama þjona þeir aller heidner menn*. En þa er Gud sá *þann skada er þa* var ordinn. þá *skop* hann Adam. og Efvo. og setti þau j Paradisar sælv. og ætlade *þeim og þeirra* kyne ath fylla þann hlut himinrikis er einglarn[er] *viltuzt vr*. enn *sidan* baru *þav* eigi meiri giptv til. enn fiandinn *villde þa* bodord Guds. og vorv rekin vr þeirre sælv og j *þessa vesolld*. Nu med þvi ath Adam giorde þa synd er ollvm heime var þyngri. þa vard sa ath *leysa* er öllum heime var betri. og sendi kongr son sinn vr *himna vellde* epter flyanda þræli ath sa \*stigi yfer hinn grimma

kom j þessa myrkuastofo. enn med þvi at einglar mattu eigi leysa mankynnit *fra pislum*. þa tok *Guds son* fullann mandom til lausnar *monnum*.

enn þat skalt þu *vist vita* at þessi er allr *einn Gud* ok sa er Adam skapadi. ok hann kendi Noa ath giora aurkina. ok gaf honum lif ok sonum hans.

ok leiddi Moyses yfir Hafit rauda enn *skautt* nidr Pharaone kongi. þa er hann vildi eptir þeim fara.

Hann gaf styrk Daid kongi þa er hann drap *Goliam risa*. Hann gaf lif Danieli spamanni. þa er honum var [k]astat j grof med vjj leonum.

viking. er honum kom j þessa myrkastofv. Enn med þvi at einglar æ(da) *omnr skepna* matti eigi leysa mankynit *vr villu*. þa tok *sonur Guds* fullann manndom *á sig* til lausnar *öllv mankyne og giordizt einn j tvennv edli ath hann var Gud og steig yfer diofulinn þann er sveik Adam og lauk vpp himne fyrer augsiandvm monnum sinvm. og giorde þa jafna einglvvm. Enn þath matti eingi annar giora enn Gud. enn j þvi edli ath hann var madur tok hann dauda overdr og leysti allt mannkyn til sælu fra vesolld þath er honum villde þiona. og reis vpp af dauda og giorde margar jarteigner hier j heime bædi fyrir pining sina og epter.*

Enn þath skaltu *vita ath aurugu* ath þessi er allr *einn* og sa er *skop himin og [j]lord og Adam*. ok hann kendi Noa ath giora ork[ina] og gaf honum líf og sonvm hans. *þa er allt mannkyn var dauda vert fyrer synder sinar. og hann leiddi Moises og Aron yfer Hafit rauda. og hann sokti [ni]dr Pharao kongi þa er hann villde epter þeim f[ar]a. enn hann gaf styrk David kongi er hann drap risa þann er Golias het.* Hann gaf og lif Daniel spamanne þa er honum var kastat j gróf með .vij. leonum og *sende Abbakuc spamanni af ödro*

*Þessar jarteinir giordi Gud fyrir burd sinn. Enn þá er hann var her j heimi þá reisti hann Lazarum af dauda er **iiij daga** hafdi j **gröf** legit ok gio<r>di vin or vatni **at eino brudlaupi**. ok **fæddi at eino mali**. v. þus(undir) manna af fim **hleifum brauds** ok tueimr fiskum. ok **margar <ero> adrar jarteinir er Gud giordi**. enn j þui edli er hann var **madr tok hann dauda overdr ok leysti dauda menn fra heluitis kvolum** ok ste yfir diofulinn er Adam sveik ok lauk vpp himinriki. Sidann reis hann af dauda ok ste vpp til himna. [...]*

*lande á einv auga bragdi med mikit braut. og gaf hann dyronum. enn Daniel geck vr grofinne. Slikar iarteigner giorde Gud fyrer **pinig sina** og **hingad** burd. enn sidan reisti hann Lazarvm af davda. er adr hafdi j **leidi** legit. og giorde vin vr vatne. og **ath einv mali fæddi \*hann** .v. **hundrud** manna*

*med .v. **braudhleifom** og tveimur fiskvm. og giorde **slikar iarteigner adur hann ste j himna dyrd sína**. [...]*

Die Formulierungen weichen in beiden Versionen quantitativ auffällig voneinander ab. Folgende Differenzen lassen sich dabei festhalten:

- Zufügung von einzelnen Wörtern oder kürzeren Wortgruppen
- Amplifizierung des Gesagten durch Zusatzmomente (aus dem Bereich der Bibel)
- Variation einzelner Wörter oder kürzerer Wortgruppen durch Äquivalente
- Veränderung der Wortfolge oder auch der Folge von Sätzen einschließlich der Veränderung syntaktischer Strukturen.
- Umstellung einer größeren Textpassage

Trotz der so zusammenfassbaren Varianten sind beide Fassungen grammatisch und semantisch in sich jeweils stimmig und wo die Varianz die syntaktische Struktur tangiert, ist der jeweilige Satz oder Satzteil in sich korrekt konstruiert. Auch wird die Stilhaltung durch die Varianten nicht berührt, zumindest ist keine stilistische Differenz erkennbar. Als Fazit lässt sich festhalten, dass die hohe Frequenz an Differenzen nicht als Folge von Verschreibungen gedeutet

werden kann, dass sie aber auch keine Deutung als bewusste und auf irgendeine Form der Verbesserung abzielende Veränderung zulässt. Der 'inneren Erfahrung' nach werden beide Texte als identisch erlebt, die Variation verändert die Semantik der Einzelaussage oder gar des Gesamttexts nicht. Die jeweilige Variante lässt sich dem Allophon vergleichen, das seine Bedeutung erst über das Phonem gewinnt, das es eben in der Form seiner Variierung repräsentiert.

Verbindet man das so Gewonnene mit dem an der zuvor ausgewerteten Textvarianz Ermittlbaren, zeigt sich eine bestimmte Wahrnehmung von Wörtern und Wendungen. Die Formulierung bleibt dem mittelalterlichen Bewusstsein solange identisch, mithin beliebig, wie das erzähllogische Ergebnis des Geschehens nicht verändert ist. Man kann so im interpretatorischen Umkehrverfahren aus den faktisch vorhandenen Varianten auf das als Wesentlich Empfundene schließen. Aus der Identität dessen, was in den diversen Varianten eines Texts oder eines Textteils ungeschieden übermittelt wird, kann man auf die Werkintention schließen, die zu reproduzieren die Tradenten sich bemühen.

Was zu klären bleibt, sind die Ursachen und Umstände, die zu dem Typ von Variationen führen, wie sie die *Mírmans saga* in den zitierten Versionen aufweist. Immerhin ist es unverständlich, dass ein Tradent einen vorliegenden Text unter Veränderung seines Wortlauts, aber bei semantischer Kongruenz wiedergibt. Soweit man das Technische des Vorgangs aus dem Produkt erschließen kann, ergibt sich das Bild einer 'verzögerten Abschrift', das heißt der Tradent hat nach dem Gedächtnis gearbeitet. Einmal, so das Beispiel der *Heiðarvíga saga*, bewahrt er den gesamten Text im Gedächtnis, ein anderes Mal, so legt es der Fall der *Mírmans saga* nahe, arbeitet er nach Diktat, wobei er das Diktierte nicht Wort für Wort, gegebenenfalls nicht einmal Satz für Satz, sondern erst nach der Kenntnisnahme mehr oder weniger längerer Textabschnitte niederschreibt. Man kann darauf verweisen, dass die mittelalterliche Universität mit Blick auf die Mitschrift von Vorlesung zwischen *pronuntatio* und *reportare* unterschied.<sup>11</sup> Auch die Tradierung von Texten ging diese beiden Wege.

Gerade dadurch, dass der Wortlaut nicht durchweg semantisch markiert war, lässt das Verfahren eine Verteilung von Markiertheit oder Unmarkiertheit der Semantik zu, kann es Formulierungen auch Sinn konstituierend einsetzen. Um das zu zeigen, seien zwei Beispiele aus der *Hænsa-Dóris saga* herangezogen, einer Saga, die insgesamt zu belegen vermag, dass die mittelalterliche Prosaepik

---

<sup>11</sup> Faulstich, Werner. *Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter – 800 – 1400*, (Die Geschichte der Medien, 2), Göttingen, 1996, p. 134.

über spezielle Formulierungen Sinnbezüge auch zwischen auseinander liegenden Textpartien herstellte.

Der Initialkonflikt der Saga ergibt sich daraus, dass einer ihrer Protagonisten die Preise von Waren, die norwegische Kaufleute zum Kauf anbieten, gegen deren Willen festlegen will. Die Saga schildert das so:

Oddr frétti skipkomuna. Hann var vanr í fyrra lagi í kaupstefnur at koma ok leggja lag á varning manna, þvíat hann hafði heraðsstjórn. Þótti engum dælt fyrr at kaupa, en vissi, hvat hann vildi at gera.<sup>12</sup>

Der Text vermittelt die Basis und Grundlage des umstrittenen Anspruchs begrifflich als ‘Gewohnheit’ und verlagert dann die so bereits als unbegründet formulierte Basis für das Eingreifen zusätzlich dadurch ins Vage und Unverbindliche, dass er mit der Institution der *heraðsstjórn* eine Position etabliert, die es juristisch nicht gab. Der Text gibt den Inhalt der ‘Gewohnheit’ sodann über zitathafte Anleihen bei Gesetzesvorgaben an, die die Festlegung von Preisen vorsahen und durch exakte Bestimmungen über das *Procedere* regelten. Erst dadurch, dass Oddr trotz solcher juristischen Rückbindung bei seiner Absicht, die Preise zu bestimmen, lediglich einer ‘Gewohnheit’ nachkommt, dass er zudem ein Amt vindiziert, das es so nicht gab, wird seine Verhaltensweise zum Affront, ist der Umstand, dass man sich gegen ihn wehrt, nicht seinerseits bereits ein Gesetzesbruch. Die Formulierung, die spezielle Wortwahl bestimmt die Semantik der Aussage.

Von *Hœnsa-Þórir* wird in der Figurenpräsentation gesagt, “at hann fór með sumarkaup sitt heraða í milli” (8). Das hat ein Echo in der Präsentation des Bettlers *Víðfari*, von dem es heißt: “Hlóp hann á milli landshorna.” (22) Der Begriff, mit dem die Existenzform *Víðfaris* angegeben wird, ist der des *reikunarmaðr*. Darauf verweist der Text in einer kurz darauf entfalteten Szene zurück, wenn da nach *Hœnsa-Þórir* mit den Worten gefragt wird: “Hverr er sjá maðr, er reikar um gólfít?” (23) *Víðfari* wird zunächst als “frændi Þóris náinn” (22) eingeführt, sodann in einer weiteren Erwähnung als “bróðir Þóris” (25) bezeichnet. Man hat angesichts solcher Varianz auf Textverderbnis befinden zu müssen geglaubt. Das verkennt, dass solche Variation semantisch unerheblich ist. Gerade die relative Unbekümmertheit um solche Differenz lässt erst den gewünschten Effekt zu.

---

<sup>12</sup> *Hœnsa-þóris saga*, ed. Uwe Ebel. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit Nachwort, Anhang und Karten, (*Texte des skandinavischen Mittelalters*, 1), Metelen/Steinfurt, 1996, p. 10.

Die erste der beiden Formulierungen ein und desselben Umstands eröffnete die Möglichkeit, auf die Nähe der Verwandtschaft auch sprachlich hinzuweisen und ein Bruder ist schließlich allemal ein 'naher Verwandter'. Ist die paradigmatische Achse in einer Textform, die Varianten der erörterten Art zulässt, der syntagmatischen hierarchisch auch untergeordnet, so kennt solche Textform doch die Möglichkeit, das einzelne Wort in seiner konkreten Form als Sinn konstituierend einzusetzen.



Was bislang an Prosatexten gezeigt werden konnte, wäre an der Versdichtung zu überprüfen. Dabei fällt auf, dass die Tradierung von eddischer und skaldischer Versdichtung unterschiedlichen Prinzipien folgt. Es zeichnet sich folgende Tendenz deutlich ab. 'Eddische' Texte lassen eine freiere Behandlung zu, skaldische nicht. Das lässt sich insbesondere an der Art und Weise ablesen, in der 'eddische' Lieder in die Prosaepik integriert werden. Man kann dort erkennen, dass die 'eddische' Dichtung derselben Einschätzung unterlag, die man bei der Saga beobachten konnte. So wird etwa die *Hlöðskviða* vom Verfasser der *Heiðreks saga* einer freien Aufarbeitung unterzogen, was Veränderung des Wortlauts, Eliminierung von Strophen, Zufügen neuer Verse etwa durch Auffüllen unvollständig gewordener Strophen einschließt.<sup>13</sup> Dieses Verfahren profiliert sich vor dem, das Jón bei seiner Rekonstruktion der *Heiðarvíga saga* mit Bezug auf die Skaldik wählt. Anders als der Verfasser der *Heiðreks saga* sieht Jón sich nicht autorisiert, die Verseinlagen anders als korrekt wiederzugeben, und da er dazu nicht in der Lage ist, beschränkt er sich auf Referate. Darin setzt sich fort, was auch der Befund der handschriftlichen Überlieferung der Skaldik zeigt. Schon eine grobe Durchsicht etwa des Varianten-Apparats der Skaldik-Ausgabe von Finnur Jónsson lässt erkennen, dass die Abschreiber nicht nachdichten, sondern sich sklavisch ihrer Vorlage anschließen, die sie in einem reinen Nachschreibeakt reproduzieren. Die Bemühung richtet sich in den meisten Fällen auf den Buchstaben, nicht auf den Sinn, der öfter als in der Wiedergabe von Texten anderer Textsorten so stark entstellt ist, dass sinnleere Texte entstehen. Die Textrestituierung, die der Schreiber der Handschrift, in der die *Ragnars saga* überliefert ist, an einer offenbar nicht mehr sinnvoll lesbaren Stelle seiner Vorlage vornimmt, gewinnt einen geradezu symbolischen Wert: der Schreiber hat den Anfang einer der dort zitierten skaldischen Strophen nicht abgeschrieben, sondern *abgemalt*.

<sup>13</sup> Cf. Verf., "Historizität und Kodifizierung. Überlegungen zu einem zentralen Aspekt des germanischen Heldenlieds", in Ebel, Uwe. *Gesammelte Studien zur skandinavischen Literatur*, 1: *Studien zur Literatur des Mittelalters*, (Wissenschaftliche Reihe, 7), Metelen/Steinfurt, 1998, pp. 7 – 64.

Für die Einordnung dieser auffälligen Differenz in der Behandlung von Vorlagen ist die Zugehörigkeit der Texte zu bestimmten Gattungen aufschlussreich, wobei diese Gattungen nach Maßgabe ihrer Zugehörigkeit zum Kollektiv spezifiziert sind. Saga und 'eddische' Texte gehören dem Kollektiv an, Skaldik nicht. Das scheint zunächst, so jedenfalls Klaus von See, den Verhältnissen nicht zu entsprechen. Von See leitet aus folgender Passage der *Víga-Glúms saga* eine "Volkstümlichkeit"<sup>14</sup> der Skaldik auf Island ab:

Einn dag, er menn váru at Hrafnagilslaugu, kom þar Þorvarðr. Hann var gleðimaðr mikill ok hendi at mörgu gaman. Hann mælti: "Hvat er komit þeira manna, er skemmta kunni nýjum fræðum?" Þeir svara: "Þar er skemmtun öll ok gaman, er þú ert." Hann segir: "Ekki þykki mér nú meira gaman en kveða vísur Glúms, en þar hygg ek at, hvat honum þykkir vantalit í einni vísu, at hann myndi skorta á um vígin. Hvat skulum vér ætla, hvert þat muni vera, eða hvárt er líkara, at Guðbrandr muni vegit hafa Þorvald eða Glúmr? (*ÍF*, IX, 81sq.)

Von Sees Annahme verkennt den Funktionszusammenhang der Episode im Aufbau der Saga. Die Saga erzählt davon, dass ihr Protagonist in einer Strophe verrätselt auf eine von ihm begangene Tötung hinweist. Das so gegebene Rätsel muss deshalb im weiteren Geschehensverlauf gelöst werden. Der Text erreicht das, indem er eine Figur einführt, die sich auf den Vortrag von Skaldenstrophen versteht, und indem er eine Situation herstellt, in der diese Figur die einschlägige Strophe erzählerisch motiviert vortragen kann. Die Passage belegt also gerade nicht, dass Skaldenstrophen von jedermann gedichtet oder auch nur wiedergegeben werden konnten. Von See selbst führt denn auch einen Gegenbeweis an. Die *Morkinskinna* überliefert eine Episode, in der erzählt wird, wie die Memorierung einer einzigen, zudem nicht schwierigen Strophe misslingt. Von See folgert: "Alles das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Skaldendichtung nicht erst den heutigen Interpreten, sondern gelegentlich wohl auch schon den zeitgenössischen Hörern schwer eingängig war."<sup>15</sup>



<sup>14</sup> von See, Klaus. *Skaldendichtung. Eine Einführung*, München und Zürich, 1980, p. 95.

<sup>15</sup> von See, p. 96.

Die Erfindung des Buchdrucks beendet die Misere, dass Texte in Varianten überliefert werden. Sie fügt sich damit in eine Entwicklung, die sich im späten Mittelalter deutlich abzeichnet. Eine Generation vor Gutenberg stellt der spanische Schriftsteller Juan Manuel Überlegungen an, um eine buchstabengetreue Überlieferung seiner Werke zu sichern. Er reflektiert die 'Irrtümer', zu denen es durch Verwechslung von Buchstaben kommt, und sucht nach einem Verfahren, den so entstehenden Veränderungen 'des gesamten Sinns' zu begegnen. In einem Prolog zu seinen Werken vermerkt er ausdrücklich, dass er sie in einem 'Buch' zusammenstellen ließ, 'das von seiner Hand an vielen Stellen verbessert wurde' und das er dem von ihm gegründeten Kloster von Peñafiel zur Aufbewahrung übergeben hat.<sup>16</sup> Dass ihm das nicht half und die so erstellte Handschrift verloren ging, sei nur am Rande vermerkt. Es mag allerdings auch das Unverständnis gegenüber einer solche Anstrengung belegen.

Für den hier verfolgten Zusammenhang ist daran hervorzuheben, dass Juan Manuel auf den Schreibprozess abhebt, dass er als dessen Problematik identifiziert, dass er zu Sinn entstellenden Schreibfehlern neigt, und dass er sein Werk davon frei halten und es so in einer von ihm gewünschten und autorisierten Form tradiert sehen möchte. Damit überwindet er die das Mittelalter prinzipiell bestimmende Reflexion von Textüberlieferung in Richtung auf das Verfahren, das Gutenberg kurz danach entwickelt, das Verfahren, einen Text variantenfrei zu verbreiten. Der Epocheneinschnitt liegt darin, dass das Mittelalter sich vom Modell der Mündlichkeit Prinzipiell noch nicht entfernt hatte, was sich in eigenen Bemühungen zur Mnemotechnik niederschlägt, die unter anderem Thomas von Aquin beschäftigt haben. Die Forschung zu diesem Bereich hat hinlänglich gezeigt, dass Texte in der Erinnerung überlebten, dass auch die schriftliche Tradierung sehr oft die auswendig gelernter Texte war. Alberto Manguel spricht mit Bezug auf Schüler des 13. Jahrhunderts von den "Bibliotheken in ihren Köpfen"<sup>17</sup> Diese Einstellung und diese Art der Memorierung, der Tradierung von Texten erklärt, dass es zu Varianten der Art kommt, wie sie die *Mírmans saga* zeigte. Man muss daraus den Schluss ziehen, dass die Varianz essentieller Bestandteil der Texte ist; übergeht man sie, hebt man sie gar editionsphilologisch auf, verstellt man den Zugang zu einem wesentlichen Moment dessen, was einen Text im Bewusstsein der Epoche zum Text werden lässt.

Dennoch ist damit erst ein Teil des Zusammenhangs geklärt. Ein nicht minder wesentlicher Aspekt soll deshalb abschließend erörtert werden. Dabei hilft ein Blick die mittelalterliche Übersetzungspraxis als auf eine andere Art der Tradierung und Weitergabe von Texten. Das Mittelalter unterscheidet zwei Prinzipien

---

<sup>16</sup> Don Juan Manuel, *Obras completas. El conde Lucanor, Crónica abreviada*. Edición, prólogo y notas de José Manuel Blecua, (*Biblioteca románica hispánica*, IV. Textos, 15), Madrid, 1983, p. 23.

<sup>17</sup> Manguel, Alberto. *Eine Geschichte des Lesens*, Reinbek, 2000, p. 77.



der Übersetzung, das der *verbum e verbo*-Übersetzung und das der *sensus ad sensum*-Übersetzung.<sup>18</sup> Das entspricht dem hier verfolgten Zusammenhang darin, dass die schriftliche Weitergabe der Skaldik dem ersten Prinzip entspricht, die der Saga und der 'eddischen' Dichtung dem zweiten. Im Fall der Übersetzung regelte sich die Entscheidung für eine der beiden Prinzipien über eine differierende Einschätzung des Originals. Mit Zunahme des sakralen Werts wendet man sich vom letzteren Prinzip ab und dem ersteren zu, nahm man die Ausdrucksebene als Teil der Botschaft, als semantisch relevant wahr und machte "die sinnliche oder materielle Seite" des "Wortlauts selbst zum potentiellen Bedeutungsträger"<sup>19</sup> Diese Differenzierung gilt für die hier betrachteten Texte nicht, wenn dennoch dasselbe Verteilungsprinzip erkennbar ist, muss es nach anderen Kriterien angewendet worden sein. Sie gilt es nun noch zu erschließen.

Ramón Menéndez Pidal hat sich in seiner Epoche machenden Arbeit über die Dichtung des Spielmanns auch mit Bezug auf den hier verfolgten Zusammenhang wichtige empirisch abgesicherte Schlüsse gezogen. Sie laufen auf eine Differenzierung nach 'individueller' oder 'volkstümlicher' Dichtung hinaus –, wobei Menéndez Pidal 'volkstümlich' bewusst durch 'traditionell' ersetzt. Die schriftliche Tradierung, so sein Befund, folgt in weiten Bereichen denselben Prinzipien wie die mündliche. Dabei zeigen sich allerdings Tendenzen einer ganz speziellen Differenzierung. Er schreibt:

Das Werk eines individuellen Autors wird entweder schnell vergessen oder dauert, wenn es erfolgreich ist, in der Lektüre der Späteren fort, weil diese es als vollendeten und vollständigen Ausdruck einer fremden poetischen Idee aufnehmen. Das anonyme Werk hingegen, eingebunden in eine lange Kette des traditionellen kollektiven Interesses, wird als ein allen gemeinsam angehörendes Werk betrachtet, als ein Werk, das alle inspiriert; seine Schönheit ist nicht abgeschlossen, statuenhaft, unbeweglich, sondern lebendig, beseelt von dem Wunsch, sich zu erneuern und zu vervielfältigen; eine dynamische Schöpfung, die unerschöpfliche Weiterentwicklungen in den Einbildungswelten hervor treibt, in denen sie ruht.<sup>20</sup>

<sup>18</sup> Cf. Kartschoke, Dieter. "Biblia versificata. Bibeldichtung als Übersetzungsliteratur betrachtet", in: Reinitzer, Heimo (Ed.). *Was Dolmetschen für Kunst und Arbeit sey. Beiträge zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen*, (*Vestigia bibliæ. Jahrbuch des Deutschen Bibel-Archivs Hamburg*, 4 [1982]), Hamburg, 1982, pp. 23-41.

<sup>19</sup> Kartschoke, p.27.

<sup>20</sup> Menéndez Pidal, Ramón. *Poesía juglaresca y juglares. Orígenes de las literaturas románicas*. Novena edición ampliada (primera edición 1942), 1991, p. 466sq.

Veränderbarkeit gilt tendenziell und prinzipiell als Merkmal der dem Kollektiv zugehörigen Dichtung; der Dichtung, die einem Individuum zugeordnet wird, ordnet sich eine andere Form der Tradierung zu. Vor diesem Hintergrund profiliert sich das Bild, das die isländische Tradierung von Texten aufweist. Die Pflege des literarischen Erbes präsentiert sich primär als Pflege einer Tradition, die Interesse darüber gewinnt, dass sie im Kollektiv verankert ist. Und so wird nun auch die Kritik Menéndez Pidal's an der Begrifflichkeit, die mit der Größe des 'Volkstümlichen' arbeitet, wieder umkehrbar. Zwar trifft sein Begriff der 'traditionellen' Literatur ein Wesensmerkmal der einschlägigen Texte. Indem man aber das in der Tradition Gegebene als Besitz des Kollektivs erarbeitet, lässt sich der Begriff des Traditionellen wieder in den des Volkstümlichen zurückübersetzen. So kann man die spezifische Tradierung von Texten, wie sie auf Island entwickelt und gepflegt wurde, als Ausdruck eines kulturpolitischen Programms dechiffrieren, das sich als Korrelat des gesellschaftspolitischen Programms des Freistaats erweist. Das Interesse an der stilisierend und bewusst gestaltend und verändernd weiterentwickelten 'Volksdichtung' war integrierender Bestandteil eines politischen Gesamtkonzepts. Gerade in der Varianz, gerade über die Varianten noch auf der untersten Ebene der semantisch schwach markierten Wörter schlägt sich die Interpretation der Texte als Teil eines kulturellen Besitzes der Isländer als Gruppe nieder. Die Fähigkeit, skaldische Strophen und Gedichte zu schreiben, musste erlernt werden, Skaldik wurde deshalb zum Thema der Poetik, war *ars*, Saga und 'eddische' Dichtung gehörte dem Kollektiv an, folgten einer jedermann zugänglichen und verfügbaren Formensprache.

Varianz wie Invarianz sind Wesensmerkmale der Texte, auf deren Berücksichtigung die Interpretation der Texte angewiesen ist. Die Edition allerdings gerät in prinzipiell unaufhebbare Schwierigkeiten, wenn sie den Textbegriff in den Ausgaben durchsichtig halten will. Auch die Edition ist nichts anderes als eine bestimmte Form der *memoria*. Da das Mittelalter ein eigenes *memoria*-Bedürfnis mit eigenen Formen seiner Befriedigung besaß, kann seine Einstellung zum Text in der 'Edition' nicht oder nur in 'ungenießbaren' Formen abgebildet werden. Hier geht die Fragestellung in eine andere über, die nach der gesellschaftlichen Relevanz der Philologie und der editorischen Bemühungen um die Texte. Diese Frage aber soll hier nicht weiter verfolgt werden.